

HEINRICH SCHRÖDER

Die systematische Vernichtung der Rußland-Deutschen

VERLAG VON JULIUS BELTZ IN LANGENSALZA - BERLIN - LEIPZIG

Die systematische Vernichtung der Rußland-Deutschen

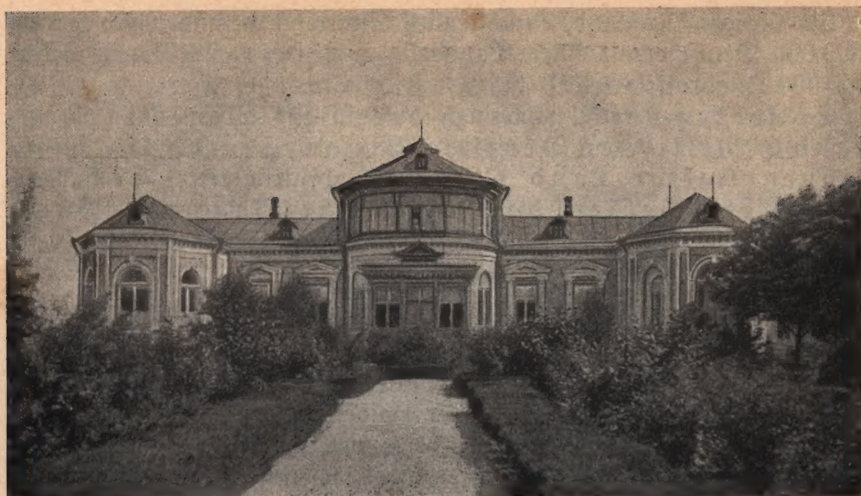
Von Heinrich Schröder
Jugendbeauftragter für den Landkreis Camburg, Saale

Titelzeichnung von Rolf Roelin



Verlag von Julius Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig

Druck von Julius Beltz, Langensalza



Krankenhaus in Tige, Halbstädter Gebiet. Eines jener vorbildlichen friesischen Krankenhäuser.

Die Rußlanddeutschen als Kulturfaktor

Das teuflische Schicksal, das unsere deutschen Volksgenossen seit $1^1/_2$ Jahrzehnten in Sowjet-Rußland betroffen hat, ist der breiten Öffentlichkeit bisher viel zu wenig bekannt geworden. Überall herrscht im Reich auch größte Unkenntnis über die nationalökonomische Bedeutung des deutschen Kolonistentums in Rußland der Vor- und Nachkriegszeit. Man muß darum, wenn man die Vernichtung des Rußlanddeutschtums schildern will, ziemlich weit zurückgreifen, um nicht großer Verständnislosigkeit gegenüberzustehen.

Im nachfolgenden soll zunächst über die Rußlanddeutschen als Kulturfaktor berichtet werden:

a) Siedlungen

Allein in Süd-Rußland, in den Gouvernements Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw, Charkow, Don- und Kubangebiet, und im Kaukasus lebten im Jahre 1914 rund 600 000 deutsche Kolonisten in etwa 2000 Dörfern und kleineren Siedlungen. Diese 600 000 Schwarzmeerdeutschen hatten einen Landbesitz von rund $4^1/_2$ Millionen Hektar (45 000 Quadratkilometer), d. h. ein Gebiet dreimal größer als der Staat Baden!

Im Osten des europäischen Rußlands, an der Wolga, lebten vor dem Weltkriege ebenfalls zirka 600 000 Kolonisten, die Wolgadeutschen, die rund 2 Millionen Hektar (20 000 Quadratkilometer), d. h. ein Gebiet der Größe Württembergs entsprechend, bebauten.

Im übrigen Rußland, einschließlich Sibiriens, befanden sich weitere 800 000 Deutsche mit einem Landbesitz von zirka 6 Millionen Hektar (60 000 Quadratkilometer).

So lebten vor Ausbruch des Weltkrieges in Rußland 2 Millionen Deutsche, die annähernd 12½ Millionen Hektar Land (124 795 Quadratkilometer) bearbeiteten; ein Gebiet, das der Größe Bayerns, Württembergs, Badens und Sachsens entsprach!

b) Besonderheiten der Besitzverhältnisse

Die meisten Schwarzmeerdeutschen erhielten bei ihrer Ansiedlung, die vom Jahre 1800 bis zirka 1840 dauerte, von 40 bis 65 Hektar Land auf die Familie zugewiesen; dieser Hofbesitz wurde nach dem eingeführten Erbrecht in der Regel nicht aufgeteilt, was zur Folge hatte, daß die meisten Schwarzmeerdeutschen im Laufe ihrer 130jährigen Ansässigkeit zu großem Wohlstande gelangten. Einige dieser Siedlungsgebiete, wie zum Beispiel das der Friesen von Halbstadt und Gnadenfeld am Flusse Molotschnaja (50 000 Bewohner), unterhielten große Gebiete von Reserveland, sogenannte „Pachtartikel", die von den Gebietsämtern verpachtet wurden. Aus dem so gewonnenen Pachtertrage wurde Neuland für die nachkommende Generation erworben. So entstanden im Laufe der Jahrzehnte überall — bis weit nach Sibirien und dem Turkestan hinein — neue deutsche Dörfer, sogenannte „Tochterkolonien".

Die Wolgadeutschen dagegen wurden vorwiegend nach dem russischen „Mir"-System angesiedelt. Der einzelne Dorfbewohner war nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer des ihm von der Gemeinde zugeteilten Landquantums.

Hinzu kam noch, daß alle zwölf Jahre eine neue Umteilung des gesamten Gemeindelandes vorgenommen wurde. Es ist klar, daß die Wolgadeutschen, die in der großen Mehrheit sich nicht als Eigentümer einer Scholle fühlten, mit viel weniger Sorgfalt und Energie den Boden bebauten, als die mit der Scholle verwachsenen Schwarzmeerdeutschen. Da der Landanteil der einzelnen Wolgadeutschen Familie immer kleiner wurde, verarmten sie. Schon vor dem Weltkriege gab es unter den Wolgadeutschen ein großes ländliches Proletariat, wogegen die Schwarzmeerdeutschen ein Proletariat unter sich kaum kannten.

c) Vorbildliche Leistungen auf wirtschaftlich-kulturellem Gebiete

Die Schwarzmeerdeutschen bildeten einen bäuerlichen Mittelstand zwischen den zwei äußersten Polen: „Mir"-System (das zum Kommunismus führte) und unbeschränkter Großgrundbesitz der Herren-

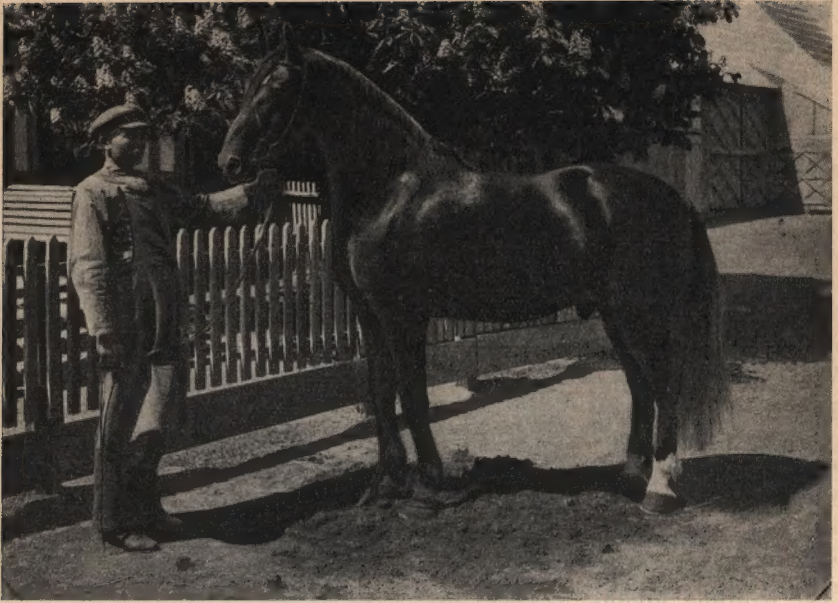
schicht. Dieses Mittelstand-System ließ persönliche Arbeit und den Eifer des einzelnen zu seinem vollen Recht kommen und kannte zugleich an vielen Stellen eine Gemeinschaftsfürsorge (Pachtartikel!), die vor sonst häufig auftretenden sozialen Auswüchsen bewahrte. Es wurde hauptsächlich angebaut Weizen (35%), Gerste (20%) und Roggen (15%). Auf dem Weizen, der in vielen Millionen Doppelzentnern nach dem Auslande exportiert wurde, gründete sich hauptsächlich ihr großer Wohlstand. — In der Krim und im Kaukasus blühte der deutsche Weinbau.



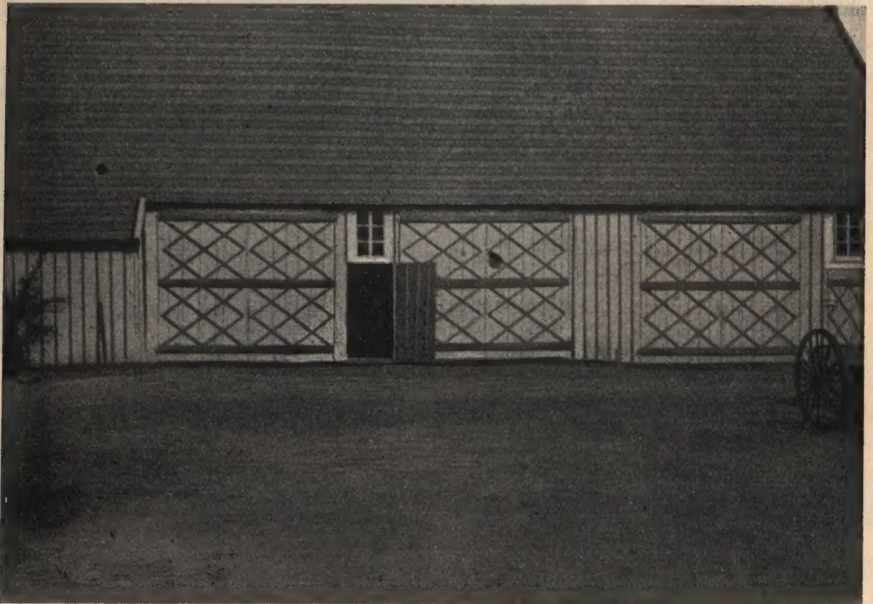
Die friesische Windmühle, ein ehemaliges Wahrzeichen der Rußlanddeutschen Kolonien.

Bei der Hebung der Landwirtschaft wirkten besonders die Friesen vorbildlich, die schon 1840 zur Schwarz- und Grünbrache übergingen. Mit Hilfe des von ihnen eingeführten Vierfeldersystems konnten die Ernteerträge um das Dreifache vergrößert werden. Sehr große Verdienste hat sich dabei der friesische Kolonisator Johann Cornies erworben, der nicht nur auf die Deutschen, sondern auch auf die Russen größten Einfluß ausübte.

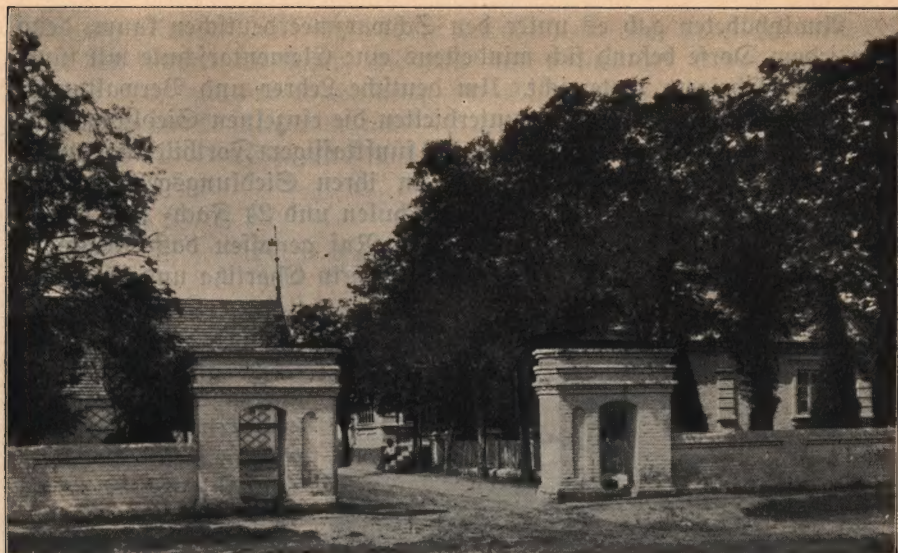
In den Städten des Schwarzmeergebietes: Odessa, Ekaterinoslaw, Melitopol, Alexandrowsk, so wie in den größeren Kolonien: Halbstadt, Waldheim, Einlage, usw., hatten deutsche Kolonisten große Fabriken und Mühlen erbaut; von hier aus fanden deutsche Erzeug-



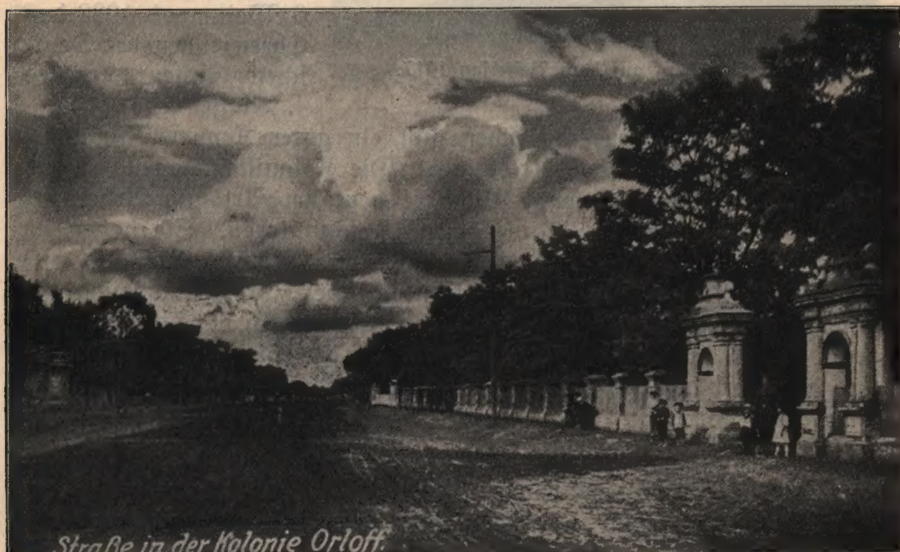
Ein Rußlanddeutscher als Pferdezüchter.



Die typische friesische Querscheune.



60 000 solche deutschen Bauernhöfe sind in Süd-Rußland von den Bolschewiken zerstört worden, die Besitzer befinden sich gegenwärtig zum größten Teil in der sibirischen Verbannung.



1200 solche blühenden deutschen Dörfer befanden sich bis zur bolschewistischen Revolution in Süd-Rußland.

nisse, besonders landwirtschaftliche Maschinen, ihre Verbreitung über ganz Rußland. Tausende von deutschen Facharbeitern aus dem Reiche hatten bei den Kolonisten lohnende Beschäftigung gefunden.

Analphabeten gab es unter den Schwarzmeerdeutschen kaum, denn in jedem Dorfe befand sich mindestens eine Elementarschule mit fünf- bis sechsjährigem Unterricht. Um deutsche Lehrer und Verwaltungsbeamte selbst heranzubilden, unterhielten die einzelnen Siedlungen sogenannte Zentralschulen mit drei- bis fünfklassigem Fortbildungsunterricht. Allein die Friesen besaßen in ihren Siedlungsgebieten mit 100 000 Bewohnern rund 400 Volksschulen und 24 Fach- und höhere Lehranstalten. Einen besonders guten Ruf genossen das Realgymnasium in Tiflis, das Mädchengymnasium in Chortitza und die Halbstädter Kommerzschule, an denen sehr tüchtige Lehrkräfte vorwiegend nordischen Blutes wirkten. Einer dieser hervorragenden Erzieher, Prof. Lic. B. H. Unruh, der seit $1^1/_2$ Jahrzehnten die Auswanderung Rußlanddeutscher nach Übersee geleitet hat, erhielt am 6. Weinmond 1932 das Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes I. Klasse.



Bei Schröders auf dem Beischlag 1917.

Über die Schwarzmeerdeutschen gibt ein guter Kenner Rußlands, E. Schmidt, folgendes Urteil ab: „Die Kolonisten haben sich als zähe, tätige, weitausblickende Pioniere deutscher Art und Arbeit erwiesen, so gut wie jeweils die besten Kolonisatoren. Sie haben im vergangenen Jahrhundert die Weizenkammer in Süd-Rußland entwickelt, die Liquidation des dortigen adeligen Großgrundbesitzes in Angriff genommen und ein deutsches Wirtschaftsgebiet begründet, das in der Zahl der Vertreter, in der Größe des Besitztums und an Wert der Produktion alle anderen Ansiedlungsgebiete Rußlands weit übertrifft.“

Haxthausen fällt über die Friesen am Flusse Molotschnaja (Halbstädter und Gnadenfelder Gebiete mit 50 000 Bewohnern) ein Urteil, das man wohl auf die meisten Kolonien des Schwarzmeergebietes, besonders der Krim und des Kaukasus, ausdehnen darf; es heißt bei ihm („Innere Studien Rußlands“, S. 196): „In ganz Rußland existiert kein Landstrich, wo im ganzen eine so gleichmäßig hohe Kultur des Bodens und der Bevölkerung herrscht, wie hier. Sie können dem Gouvernement als Maßstab, allen russischen Völkern aber als Muster dienen, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und

Ordnung bringen kann! Vor allem gewähren sie aber dem Gouvernement den sicheren Maßstab, wie weit man es mit der Bebauung, besonders aber mit der Bewaldung der Steppe und ganz Süd-Rußlands bringen könnte, und das ist der wichtigste Punkt für Rußlands Macht und Politik."

Der Vernichtungsfeldzug

(von 1914 bis 1923).

Schon während des Weltkrieges begann ein allgemeiner Vernichtungsfeldzug gegen das Rußlanddeutschtum. Wer es wagte auf der Straße oder im Lokal deutsch zu sprechen, mußte 3000 Rubel Strafe bezahlen oder wurde bei Nichtvermögen nach Sibirien verschickt. Die Wolhynien-Deutsche wurden sofort nach Ausbruch des Krieges nach dem fernen Sibirien verbannt, wo die meisten von ihnen im Elend untergegangen sind. Auch den anderen Kolonisten drohte dasselbe Schicksal, denn am 2. Hornung 1915 wurden sie mit dem Gesetz: „Über die Enteignung des Landbesitzes der fremden Kolonisten", beglückt. Bereits im Herbst 1916 wurden viele Bauernfamilien von der Zwangsenteignung betroffen. In der Zeit, wo die Söhne im Kaukasus an der türkischen Front für das Zarenreich bluten mußten, wurden ihre Eltern auf die Straße gesetzt oder in die Verbannung geschickt. Auf die Frage eines Schwarzmeerdeutschen Reichsduma-Abgeordneten, wo der Staat die 2 Millionen deutsche Bauern unterbringen wolle, antwortete ein Petersburger Würdenträger: „Die Deutschen könnten, wenn sie dazu Lust hätten, nun in den sibirischen Sümpfen wieder Kulturarbeit verrichten."

Immerhin wurden die Kriegsjahre im Schwarzmeergebiet verhältnismäßig leicht überstanden. Erst mit der Machtergreifung durch Lenin und Trotzkij-Bronstein entstand eine erschütternde Zeit der Schrekken. — Es war in den sogenannten Halbstädter Tagen vom 16. bis 19. Hornung 1918. Damals kam zu uns nach Halbstadt eine schwer bewaffnete Matrosenbande, die furchtbar raubte und zahlreiche unschuldige Menschen ermordete.

Mein hervorragender Lehrer Peter Lötgemann fiel in diesen Tagen den bolschewistischen Untermenschen zum Opfer. In einem Bericht meines Professors über ihn heißt es: „Lötgemann fragte einen Matrosen, der bei seiner Mutter Hafer forderte nach dessen Papieren. Der Arbeiterrat hatte nämlich strenge Befehle erlassen, daß niemand seinen Hafer abgeben dürfte, ohne einen schriftlichen Beweis. Der Matrose holte wohl ein Papier zum Vorschein, aber dieses taugte nichts, worauf der Lehrer ihn aufmerksam machte. Darauf wurde er

von seiner Frau und den Kindern weggerissen und ins Gefängnis geworfen, wo er nach 40 Stunden hingerichtet wurde. Der Truppführer schoß ihn zuerst in die linke, dann in die rechte Schulter und zuletzt in den Kopf. Auf diese Weise ahmte er das Christliche Kreuz nach und verspottete es."

Unter solchen Verhältnissen lebten wir bis Ostermond 1918. Da kam die Wende! Der Kanonendonner rückte immer näher an Halbstadt heran. In den letzten Nächten war die Bevölkerung aus den Wohnungen geflüchtet und hatte sich in der Umgebung verschanzt, denn es drohte allen die Hinrichtung durch die fliehende Rote Armee und Räte. — Nie werde ich den Tag vergessen, an dem wir befreit wurden. Tausende von Menschen umlagerten den Halbstädter Bahnhof. Stundenlang warteten sie schon. Da plötzlich am Horizont ein Rauchwölkchen. Immer näher kommt es. Die Spannung wächst aufs Höchste. Ungeheure Begeisterung entsteht, als der Zug in den Bahnhof einfährt. Hier umarmen sich Menschen, die sich nie vorher gesehen, aber doch zusammengehören: Feldgraue und Kolonisten! Es sind die 55iger Rheinländer unter Hauptmann Mühlens. Der Hauptmann gibt seiner Truppe einen Tag Rast. Halbstadt ist zur Aufnahme gerüstet! Die Begeisterung nimmt auch am nächsten Tag kein Ende. Der Hauptmann sagt in einer Ansprache u. a., vieles habe er in den 13 Jahren seiner Schulzeit gelernt, aber davon, daß in Rußland ein so blühendes deutsches Bauernvolk lebe, davon habe er nichts erfahren. Und so ging es allen. Selbst der Reichskanzler Bethmann Holweg hat später erklärt, er habe nicht gewußt, daß in Rußland vor dem Weltkriege 2 Millionen deutsche Bauern lebten.

Nach dem Novemberverrat mußten uns die Feldgrauen leider verlassen. Damit war in der Ukraine jede gesetzliche Autorität verschwunden. Bolschewistische Truppen waren nicht da. Wir waren auf unsere eigene Kraft angewiesen. Der bereits im Sommer 1918 unter Führung von Offizieren des 182. J.-R. aufgestellte Kolonisten-Selbstschutz trat in Aktion. Ich gehörte als 16jähriger zu den Jüngsten der Halbstädter Kompanie unter Feldwebel Sonntag, einem ausgezeichneten Soldaten der ruhmreichen deutschen Armee.

Schon vor Abzug der deutschen und österreichischen Armeen hatten sich im Gouvernement Ekaterinoslaw unter der Führung eines Sträflings „Machno" sehr gefährliche Banden gebildet. Die nach ihm genannten Machnowzy überfielen zunächst einzelne österreichische Truppenteile, entwaffneten sie und zogen dann schwer bewaffnet in die deutschen Dörfer des Schönfelder Bezirks (Gouv. Ekaterinoslaw), wo viele Männer, Frauen und sogar Kinder von ihnen zu Tode gemartert, vergewaltigt oder erschossen wurden. Weihnachten 1918 richtete Machno seinen Hauptangriff gegen die große Siedlung Heidelberg-

Halbstadt-Gnadenfeld. Auf einer Front von über 50 Kilometer, in einer Stärke von über 10 000 Mann, griffen die Machnowzy an. Die Hauptangriffe richteten sie gegen die am weitesten nach Norden vorgeschobene Schwabenkolonie Blumental. Drei Monate lang ist um dieses Dorf heiß gekämpft worden. Wir nannten Blumental das kolonistische Verdun, denn es bildete den Schlüssel zu den übrigen 80 deutschen Dörfern. Alle Kolonisten, Schwaben und Friesen, verteidigten tapfer den Zugang zu den Kolonien. Die Friesen wur-



„Ludendorffest" 1918, bei den Friesen in der Ukraine, veranstaltet vom 182. Sächsischen J.-R.

den wegen ihrer Tapferkeit von den Machnowzen „Jesuskolonnen" genannt.

Der Kampf um Blumental war ein ungleicher. Die Banden erhielten gewaltige Unterstützung aus dem Norden, waren gut ausgerüstet mit deutscher und österreichischer Artillerie und Maschinengewehren. Uns dagegen hatte die deutsche Heeresleitung in Kiew, die bereits von der Obersten Heeresleitung zugesagten 100 Maschinengewehre und 3 Batterien, doch nicht gewährt. Wir hatten nicht einmal genug Infanteriemunition. — Hätten wir die uns zugesagten Maschinengewehre und Geschütze erhalten, dann wären wir durchaus in der Lage gewesen, alle Schwarzmeerdeutschen auf der Halbinsel Krim zu versammeln und mit den uns freundlich gesinnten Tataren zusammen einen autonomen Staat zu begründen. — So aber waren wir bereits im Lenzmond 1919 gezwungen, Blumenthal aufzugeben und nach einigen Tagen vollständig zu kapitulieren.

Wieder traten für alle Kolonisten furchtbare Tage und Monate ein. Die einzwischen eingetroffenen regulären Sowjettruppen hatten uns zwar Schonung des Lebens zugesagt, aber das Versprechen wurde nicht gehalten. In Halbstadt erlagen wiederum viele dem bolschewistischen Terror, so z. B. mein Onkel Johann Epp und der Vertreter der Firma Opel, J. Sudermann, die man an einem Abend zerhackte.

Im Sommer 1919 wurde die ganze Ukraine von der aus dem Kaukasus heranrückenden Freiwilligen-Armee Denikins besetzt. Doch gelang es Denikin — dem typischen Reaktionären — nicht, sich die Herzen der breiten russischen Bauern- und Arbeitermassen zugänglich zu



Massengrab von Blumenort, Bezirk Halbstadt.
20 Bauern dieses Dorfes wurden im Jahre 1919 ermordet.

machen. Seine Parole lautete: „Ein einiges, unteilbares, großes Rußland" wieder aufzurichten. Die Bauernmassen verlangten endlich ihr Recht auf Land anzuerkennen, für sie hatten große Parolen keine Zugkraft mehr. So stand die Denikin-Armee den breiten Massen fremd gegenüber und mußte bereits im Christmond 1919 den Roten wieder das Feld einräumen. Nur die Halbinsel Krim konnte mit Hilfe unseres „Besonderes Bataillon Deutscher Kolonisten" und einiger kleinerer russischer Formationen, unter Führung von General Slaschtschew, gehalten werden. Im Frühling des Jahres 1920 unternahm der an Denikins Stelle getretene General Wrangel einen neuen Vorstoß bis Ekaterinoslaw. Jetzt schloß die Sowjetregierung schnell Frie-

den mit Polen und rechnete dann mit Hilfe der freigewordenen Kavallerie Budjenis und einiger sibirischer Schützendivisionen mit Wrangel ab. Die Reste der Armee, 70 000 Mann, flüchteten nach Konstantinopel. Damit hatte der große Bürgerkrieg sein Ende gefunden. — In den deutschen Kolonien aber entfalteten die Kommunisten wieder einen schrecklichen Terror, der alles vorher Geschehene noch weit in den Schatten stellte. Besonders verfolgt werden die in den Kolonien zurückgebliebenen Kämpfer des I. Deutschen Kolonisten-Regiments. Nur etwa 100 Mann dieser tapferen Formation war es gelungen, nach Konstantinopel zu flüchten. Auch ich persönlich war diesen Verfolgungen ausgesetzt.



Friesische Mitkämpfer des I. Deutschen Kolonistenregiments der Wrangel-Armee, vor der Abfahrt nach New York, am 3. 9. 1921 in Konstantinopel.

Es war in einer stürmischen Hartungsnacht des Jahres 1921, als ich durch einen großen Lärm aus dem Schlafe geweckt wurde, und schon das Richtige vermutend mich schnell in meine Kleider warf. Mein Onkel, der mit mir in meinem Zimmer schlief, war auch sofort aufgesprungen und schon zur Haustür geeilt, denn in dieser Zeit war es geboten die Türen möglichst schnell zu öffnen, weil sonst scharf geschossen wurde. Durch einen Türspalt konnte ich beobachten wie der Onkel von der Bande fluchend umringt wurde und mich auf einen ähnlichen Empfang vorbereiten. Als ich den Augenblick für geeignet hielt, trat ich ins Zimmer und grüßte mit einem freundlichen „dobrij wetscher", d. h. guten Abend.

Zuerst stutzte der Kommissar. Er wollte gerade meine Bibliothek durchstöbern, doch ließ er auf meine Einwendung, es handle sich nur um eine Schülerbibliothek, von seinem Vorhaben ab und fing an mich mit verschiedenen Fragen zu prüfen; da ich ihm jedoch kurz und gefaßt zu antworten vermochte und dazu noch eine Sprache im bolschewistischen Sinne führte, ließ er mich in Ruhe und hat mich auch in der Nacht des weiteren nicht mehr belästigt. Ich durfte mich frei im Zimmer bewegen, wogegen mein Onkel, der für verhaftet erklärt wurde, am Tische sitzen mußte. In meiner Mutter Schlafzimmer wurde inzwischen alles durchwühlt; man wußte nicht mehr wo man hintreten sollte. Schränke, Betten, — alles ausgeleert und auf den Fußboden geworfen. Es läßt sich denken, daß bei solchen Gelegenheit die noch vorhandenen kleinen Schmucksachen verschwanden. Man suchte Waffen in ganz kleinen Schmuckkästchen! Nachdem man die Zimmer durchwühlt hatte, gings auf die Böden und Keller, wobei meine Tante mit der Lampe vorausgehen mußte; in größerem Abstande folgten ihr die Tschekisten mit entsicherten Militärpistolen in der Hand. Zum Schluß wurden die gestohlenen Sachen zum Transport fertig gepackt. Unsere dringende Bitte, uns die notwendigste Unterwäsche wenigstens zurück zu lassen, machte keinen Eindruck. — „Die können wir auch gebrauchen und im übrigen sind wir keine Wrangelleute für euch", lautete die Antwort. — Nachher mußte dem Kommunistengesindel noch ein gutes Mahl bereitet werden.



Direktor Heinrich Schröder, Halbstadt, Wirtschaftsleiter des I. deutschen Kolonistenregiments der Wrangel-Armee. Einer der führenden Persönlichkeiten d. Rußlanddeutschen.

Inzwischen war es Morgen geworden. Ein Teil der „Tscheka", der sich vorher in die Wohnung von A. Schröder begeben hatte, brachte diesen ebenfalls als Verhafteten mit. — Nun war es klar, in welch' böser Absicht der Besuch gekommen war; man entriß uns zwei Brüder meines Vaters. Letzterer war in seiner Eigenschaft als Leiter der Wirtschaftsabteilung des I. Deutschen Kolonistenregiments mit der Wrangelarmee nach Konstantinopel geflüchtet. Er war wenigstens in

Sicherheit. — Von den Tschekisten verhöhnt und beschimpft traten die Verhafteten zum Abschied an. Ich mußte über ihre wunderbare Ruhe staunen; beide benahmen sich wie echte deutsche Männer, die nur Gott, sonst nichts auf dieser Welt fürchten! — Mit noch 30 Halbstädtern, worunter sich auch einige meiner 17- und 18jährigen Schulkameraden befanden, wurden sie zu Fuß von einem Dorfe zum anderen, hunderte von Kilometern getrieben. Der Fabrikbesitzer Heinrich Franz und der Kaufmann Hans Lettgemann erlagen unterwegs dem Hungertyphus. Ebenso kam mein Onkel A. nicht mehr zurück. Nach mehreren Monaten schwerster Leiden und Entbehrungen, wobei er Typhus und Lungenentzündung überstanden hatte, wurde er schließlich auf die schändlichste Weise umgebracht. Seiner Schwester Margarete war es allein vergönnt, ihn bei seinen Leiden im Gefängnisse der Stadt Melitopol besuchen zu dürfen. Welch schöne Überraschung für den Leidenden, als er nach überstandener Typhuskrankheit an seinem Lager, das einfach auf dem Fußboden aufgebettet und sich im schmutzigsten Zustande befand, seine Schwester erkennen durfte. Nun belebte neue Hoffnung auf baldige Genesung und vielleicht auch Befreiung den zerschlagenen und vom Ungeziefer so gequälten Körper. — Jedoch, welch schreckliche Enttäuschung für die Tante am nächsten Morgen, als sie das Lager leer vorfand. Auf ihre besorgte Frage: „Wo ist er geblieben?“ bekam sie von den Behörden keine der Wahrheit entsprechende Antwort. Ein Diener erzählte ihr jedoch vertraulich das furchtbare Geschehen. — Wie die Tschekisten ihn nachts abgeholt und dann hinausgefahren zu jenen Stellen außerhalb Melitopols, von denen jeder anständige Einwohner nur ganz leise mit Entsetzen und Grauen sprach. — —

So mußte auch er den Leidensweg gehen, den bereits zwanzig meiner Angehörigen vorher hatten gehen müssen!

Der andere Onkel wurde von der Tscheka freigelassen, nachdem meine Mutter für ihn, durch Vermittlung eines jüdischen Agenten, einen Diamantenring im Werte von 300 Goldmark abgegeben hatte. Auch verschiedene andere Verhaftete gelang es damals noch loszukaufen.

Auf der Flucht

(von Heuert bis Christmond 1921).

Die furchtbaren Ereignisse in Halbstadt, wie in den Kolonien überhaupt, befestigten meinen schon seit längerer Zeit gefaßten Entschluß, bei der ersten Gelegenheit nach Deutschland zu fliehen, um dort auf einer höheren Schule weiter zu lernen. Auch zwei meiner Schulkameraden und ein älterer Kamerad P. hatten dieselbe Absicht. — Wir schlossen uns zusammen.

An einem schönen Heuerttage fuhren Alfred, Hugo und ich nach der Kreisstadt Melitopol, um von den jüdischen Behörden die Ausreisepapiere zu erwirken. Unser Weg führte durch die deutschen Dörfer: Muntau, Tiegenhagen, Schönau, Münsterberg, Altona, usw., das für uns so bekannte Molotschnatal entlang. Es ging nur langsam vorwärts, denn unser Braune hatte es nicht zu eilig. Wir hatten uns in den letzten Jahren schon an das langsame Fahren gewöhnt. Die Pferde waren nicht mehr die früheren Holsteiner, die man nach Belieben antreiben konnte. Man mußte vielmehr zufrieden sein, wenn man überhaupt noch mit Pferden fahren durfte. Die meisten Kolonisten hatten keine mehr und mußten sich ohne sie behelfen. — Es hatte sich vieles in unserer Heimat geändert oder besser gesagt, nichts war unverändert geblieben. Die früher gut gepflegten Straßen der Kolonien waren jetzt ganz vernachlässigt; die sonst blau-weiß gestrichenen Bauernhäuser und Straßenzäune befanden sich im schmutzigsten Zustande. Wo waren die herrlichen deutschen Wälder geblieben? — Das Herz wurde uns schwer, wenn wir an den Stellen vorbeikamen wo sie einst gestanden und wo jetzt kein Baum mehr zu finden war. Oder all die verwaisten Friedhöfe, deren Gräber nicht mehr geschützt wurden durch ein Blätterdach. — Die einst 25 Kilometer lange, prächtige Baumallee zwischen Halbstadt und Altona! — Träumte doch noch vor einem Jahre, als das deutsche Regiment der Wrangel-Armee hier lang zog, mancher knorrige Stamm von hundertjähriger großer friesischer Vergangenheit, — und nun war auch seine Stelle leer! Die einst so schöne deutsche Heimat, — wie ist sie doch so furchtbar verwüstet worden durch die wahnsinnigen Experimente noch wahnsinnigerer Menschen!

Melitopol wurde erreicht. Die Ausweise nach vieler Mühe und vielen Gefahren erkämpft. Nach siebentägigem Warten, auf einer kleinen Station, kam endlich der Zug, der uns bis Charkow bringen sollte. Die Fahrt bis dort dauerte nur 2 Tage und verlief nach bolschewistischen Verhältnissen glänzend: 300 Kilometer in 2 Tagen! In Charkow erhielten mein Kamerad P. und ich vom deutschen Konsulat, auf Grund unserer russischen Ausreisegenehmigung, deutsche Reisepässe und konnten schon nach einigen Tagen nach Moskau weiterreisen. Alfred und Hugo blieben bei ihrer Schwester zurück und wollten uns in einigen Tagen folgen. 14 Kilometer vor der Hauptstadt mußten wir den Zug verlassen. Es war ein kühler Morgen. Dichter Nebel lag über den Fluren. Eiligst schritten wir dem Glockengeläute entgegen. Nach und nach verzog sich der Nebel vor den mächtig durchbrechenden Sonnenstrahlen. Bald kamen auch die vielen vergoldeten Kuppeln der Moskauer Kirchen und des Kremels zum Vorschein und die Residenzstadt breitete sich majestätisch vor uns aus. Moskau, das alte Moskau, aus weißen Steinen erbaut, wer hat davon nicht schon einmal

gehört? Wer kennt nicht das Jahr 1812, als die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde? Der Sturz des großen Kaisers der Franzosen hatte hier seinen Anfang genommen. Wieviel hatte sich in den letzten Jahren hier ereignet. Wer hätte je zu prophezeien gewagt, daß der dem Volke heilige Kremel zum Regierungssitz von Volksfremden werden würde, die alles Traditionelle verspotten?

Guten Mutes begaben wir uns zur Paßstelle der Deutschen Botschaft. Doch welche Enttäuschung mußten P. und ich hier erleben. — Unsere Charkower Pässe wurden vom Botschaftsbeamten Metzger nicht anerkannt und die Ausstellung des Visums einfach verweigert. So besorgte die „Deutsche" Botschaft die Geschäfte für die Sowjetjuden! All unsere Vorstellungen waren vergeblich. Der Beamte wurde schließlich grob und wollte uns aus der Botschaft hinauswerfen lassen. Somit war für uns die Entscheidung gefallen. Der Höhepunkt unseres ersten Fluchtversuches erreicht. Schweren Herzens mußten wir zurück in die Heimat fahren. Heimat? — Ja, in eine Heimat fahren, die für uns doch keine mehr war! In unserer Begleitung befand sich noch eine reichsdeutsche Familie Witt mit kleinen Kindern, die ebenso wie wir bei Herrn M. Schiffbruch erlitten hatte und nun zurück ins Elend fahren mußte. Auf der Station Charkow gesellte sich noch mein Kamerad Hugo zu uns; er berichtete von neuen Terrorakten in Halbstadt. Nach einwöchiger schwierigster Reise erreichten wir die Station Prischib, 25 Kilometer östlich von Halbstadt. Hier wurde uns bestätigt, daß in den Kolonien größter kommunistischer Terror herrsche. Im Bewußtsein der für uns äußerst gefährlichen Lage, marschierten wir über Felder und Feldwegen unserem Heimatorte entgegen. Noch vor Sonnenuntergang des 30. Heuert gelangten wir bis zum „Kolonistenberg", von wo aus man einen herrlichen Überblick über einen Teil des Molotschnatales hat. Vor uns die kleine Molotschnaresidenz, — wer kennt sie nicht? Für mich war Halbstadt viel mehr, als Moskau oder sonst etwas auf der Welt! Wie friedlich schien doch alles von hier oben und wie unfriedlich mochte es wohl drüben zugehen? — Lange standen wir und betrachteten tiefbewegten Herzens unsere Heimatorte. O Heimat, o Heimat, warum mußt du so leiden? — Doch sie schweigt, die liebe Heimat. — Purpurrot senkte sich die Sonne im Westen, — unheimlich still wars ringsumher, — Dunkelheit brach herein. Schweigend stiegen wir den Berg hinab. Alle wenig bekannten Wege und Pfade wurden benutzt, um möglichst unbemerkt nach Hause zu gelangen. Vorsichtig schlichen wir uns an meiner Mutter Schlafzimmerfenster, — alles war still. Ich klopfte. Bald öffnete sich das Fenster und wir stiegen hinein. Die Aufregung war groß. Hatte man uns doch schon in Sicherheit geglaubt und Gott gedankt, daß wir nicht zu Hause waren, und jetzt standen wir wieder leibhaftig da! — Der ganze Halbstädter Schülerverein, etwa 80 Jungen und 20 Mädel, waren auf Be-

fehl Bogons verhaftet worden und befanden sich im Gefängnisse zu Tokmak. Einige Abiturienten des Halbstädter Mädchengymnasiums hatte man in Zellen zu russischen Verbrechern gesteckt! Einige Jungen sollten bereits erschossen worden sein; auch nach uns hatte man gefragt. — Wir mußten uns rasch entscheiden. Ein zu Hause bleiben war gleichbedeutend mit Gefangenschaft, Leiden und Tod. — Die Nacht mußte noch zur Flucht ausgenutzt werden. So schied ich denn zum letzten Male aus meinem „Elternhause, — nie werde ich es vergessen!

Am 11. Ernting bestiegen Alfred, Hugo und ich in Charkow einen Zug nach Moskau. Auf der nächsten Station Belgorod hielt der Zug auffallend lange. Eine böse Ahnung überkam uns. Plötzlich erschien ein junger Kommissar und erklärte uns für verhaftet. Nachdem man uns die meisten Sachen abgenommen und bis auf die Haut untersucht hatte, wurden wir der „Tscheka“ von Belgorod übergeben und ins Gefängnis abgeführt. Dort verwies man uns auf einen, etwa fünf Meter langen und drei Meter breiten Kellerraum, in dem sich bereits 14 Personen befanden. Welch ein unangenehmes Erwachen am nächsten Morgen. Die Sonnenstrahlen drangen zu uns durch das enge Kellerfenster. Man brachte uns Frühstück. Es bestand aus einem Eimer Wasser und für jeden Gefangenen $1/2$ Pfund klebriges Schwarzbrot; letzteres sollte für den ganzen Tag sein. Gierig griffen die schon halbverhungerten Gefangenen darnach. Es war fast nicht anzusehen. Das Mittagessen bestand aus einem Eimer voll sogenannter „Komsa“-Suppe. Reste von Fischen und dergleichen schwammen darin. Da wir alle kein Geschirr besaßen, mußten wir nacheinander aus dem Eimer essen oder besser gesagt trinken. — Die ersten Tage brachten keine Klärung unserer Lage. Glücklicherweise hatte ich mein Neues Testament behalten und wir konnten uns am Worte Gottes erbauen. Auch besaß ich noch das Buch: „Die Fahrt des Handelsunterseebootes ‚Deutschland‘ nach Amerika“, von Kapitän Paul König. Dieses echt deutsche Werk hat uns in den bitteren Stunden sehr ermutigt. Wir lasen es ein Dutzend mal durch!

Am 17. Ernting endlich wurde uns der Beschluß der Belgoroder „Tscheka“ bekannt gegeben. Wir sollten zurück nach Halbstadt geschickt werden. Das hieß doch den Händen des Massenmörders Bogon und seiner Schergen ausgeliefert werden! Bereits am nächsten Tage wurden wir bis Charkow gefahren und in der dortigen Tscheka untergebracht. Da wir von der Reise sehr ermüdet waren, schliefen wir bald ein. Leider sollte uns die Ruhe nicht lange vergönnt sein. Für dieses Mal waren es die Wanzen; sie hatten mich in kurzer Zeit bald aufgefressen. Krüge voll Wasser gossen wir um unser Lager, um die auf dem Lager befindlichen Kompanien zu vernichten und die noch außen stehende Armee abzuwehren. Auch nur wenige Tage konnte ich mir unter solchen Verhältnissen ein Leben kaum vorstellen.

Meine Erkundigungen ergaben die Möglichkeit, bei vorausgesetzter geringer Aufmerksamkeit des Wachtpostens im Hofe durch ein kleines Tor entkommen zu können. Ich entschloß mich zur Flucht. — Es fing schon an hell zu werden, — der Morgen des 20. Ernting brach an. Leise verabschiedete ich mich von Hugo, Alfred schlief; ihm taten die Wanzen nichts; er schien besonderes Blut zu haben. Ich bat nun den wachthabenden Unteroffizier austreten zu dürfen. Er befahl einem Posten mich hinauszuführen. Vor der Gefängnistür stand ein zweiter Posten, an dem ich vorbei mußte, um die Treppe, die in den Hof führte, hinunterzusteigen. Beim Abort merkte ich, daß mein Begleiter zurückgeblieben war und sich mit dem andern Posten unterhielt. Jetzt mußte gehandelt werden. Schnell bat ich Gott um Hilfe. Mein Atem stockte. Ich lief auf den Zehen dem offenen Torausgange zu, gleichzeitig hörte ich den Posten die Treppe heruntereilen. Doch es gelang. — Ich war bereits in ziemlicher Entfernung vom Gefängnisse, als ein Schuß fiel. Vor meinen Augen flimmert alles. Ich lief, lief was ich hergeben konnte, ja ich lief solange, bis ich davor erschrak, daß ich langsam ging. Ganz erschöpft sank ich in einer Gartenecke nieder. — Nach einigen Stunden begab ich mich zu einer deutschen Familie. Ich hatte Glück. Nach zweitägiger Fahrt auf dem Dache eines Güterwagens, traf ich am 24. Ernting wieder in Moskau ein! Doch wurde ich bereits schon nach einigen Tagen in Gemeinschaft mit dem Schweizer Konsul und einigen anderen deutschen Herren im Büro eines Münchener Kaufmannes von der Moskauer Tscheka verhaftet. Diesesmal kamen wir in das größte Gefängnis der Welt, in die sogenannte „Lubjanka". Nur 70 000 Menschen befanden sich hier in Haft! Die Behandlung war hier genau so wie in Charkow und Belgorod. — Es war nur gut, daß man hier nichts wußte von meiner Flucht aus Charkow, sonst hätte man mich bestimmt nicht schon nach siebentägiger Haft wieder freigelassen. So kam es jedoch, daß ich nach meiner zweiten Befreiung im Deutschen Roten Kreuz in Moskau eine Anstellung erhielt. Nach mehreren Monaten trat dann auch endlich eine Wende in meiner Ausreiseangelegenheit ein. Da ich noch im Besitze meiner russischen Ausreisepapiere war, erhielt ich Ende Nebling von der Botschaft nicht nur das Visum, sondern auch noch den Auftrag, einen Transport deutsche und österreichische Kriegsgefangene bis Riga zu betreuen. — Die Gefühle, die mich beseelten, als wir endlich am 7. Christmond die russische Grenze passierten, kann ich nicht wiedergeben. — Bald nach meiner Ankunft in Deutschland erhielt ich die Bestätigung der furchtbaren Tatsache, daß meine Kameraden Alfred und Hugo Bühler Ende Gilbhard in Gemeinschaft mit 19 Halbstädter Kommerzschülern, im Keller der Tscheka zu Alexandrowsk am Dnjepr hingerichtet worden waren. — Sogar meinen erst 17jährigen Vetter Hans Epp hatte man nicht verschont. So mußten auch sie den Weg gehen,

den bereits Zehntausende von deutschen Kolonistensöhnen vorher gegangen waren! — Ihr einziges „Verbrechen“ war, daß sie ihre Gesinnung nicht aufgeben wollten, daß sie treu zum Deutschtum hielten!

Der Vernichtungsfeldzug

(von 1929 bis 1933).

Seit Inkrafttreten des „Fünfjahresplanes“ im Jahre 1929 hat sich der Vernichtungsfeldzug gegen das Rußlanddeutschtum noch wesentlich verschärft. Bereits im Herbst 1929 flüchteten 17 000 Kolonisten aus allen Gegenden des Riesenlandes nach Moskau und begehrten die Einreiseerlaubnis ins Mutterland. Da die damalige marxistisch-liberale Reichsregierung Hilferding-Curtius sich nicht zu einer sofortigen Aufnahme der unglücklichen Bauernfamilien entschließen konnte, begann in Moskau der Abtransport der Flüchtlinge in die entferntesten Gouvernements des Ostens und Nordens. Nur 5600 dieser ärmsten Menschen hatten das Glück deutschen Boden zu betreten und wurden dann später, anstatt sie im Osten anzusiedeln, nach Kanada, Brasilien und Paraguay „weitergeleitet“.

Die aus Moskau nach dem Osten und Norden Verbannten sind zum weit größten Teil nicht mehr auf dieser Erde. Längst weht der Steppenwind über ihre Gräber entlang der russischen Nord- und Fernostbahn. Und wie viele tüchtige, ja tüchtigste deutsche Männer waren unter ihnen. — Gerade die Führer wurden zuerst auf die Solovetschen Inseln des Weißen Meeres verbannt, von wo es meistens keine Rückkehr mehr gibt! Hermann Franz Dyck, mein ausgezeichneter Lehrer in Mathematik, war darunter. —

Gegenwärtig ist die Lage des Rußlanddeutschtums einfach grauenhaft. Sie ist einfach nicht auszudenken. Man ringt dort nicht mehr um diese oder jene Form der Existenz, sondern nur noch um das nackte Leben!

Höchstens 5% von 400 000 Schwarzmeerdeutschen, die nach der offiziellen russischen Statistik im Jahre 1928 noch am Leben waren, wohnen gegenwärtig noch auf ihren Höfen, die andern 95% haben ihre Häuser und Scholle längst verlassen müssen. Allein in der ersten Hälfte des Jahres 1933 sind Zehntausende von ihnen in der Verbannung Sibiriens und Nordrußlands, oder als Flüchtlinge in den Russendörfern des Südens, dem buchstäblichen Hungertode erlegen; weitere Zehntausende sterben gegenwärtig. Nicht besser geht es den Wolgadeutschen; aus allen Gegenden Rußlands treffen täglich hunderte von Briefen ein; von überall ein entsetzlicher Hilfeschrei:

Helft uns, wir gehen sonst alle unter!

Ich lasse einige Briefe folgen, die für sich sprechen.

Uralgebiet, den 5. Juli 1932.

Geehrte Frau M.!

Ich erhielt am 2. Juli Ihre sehr werte Sendung, Paket Nr. . . Wie dankbar ich Ihnen bin, kann ich gar nicht beschreiben, ja ich habe wieder erfahren, daß Gott der Witwen und Waisen ein Versorger sein will, denn ich bin hier im Uralgebiet mit meinem stummen Sohne allein. Wir hatten schon einige Tage kein Brot und nährten uns von Grünes aus dem Walde. Da mit einmal kam die Nachricht von dem Paket. Die Not ist hier sehr groß, man sieht nur verkrüppelte Gestalten und bleiche abgezehrte Gesichter, wenige nur sind noch arbeitsfähig. Wenn nicht bald Hilfe kommt, dann gehen wir alle dem Hungertode entgegen. Viele, viele sind schon gestorben. Wann wird unser Elend enden? Witwe A. B.

Gouvernement Rjasan, den 6. Nov. 1932.

Liebe Sch.

Vor 3 Wochen waren wir bei B. (der Sowjetkommissar, Vorgesetzter eines Waldreviers, wo der Schreiber des Briefes, mit noch 40 deutschen Bauern kontraktlich arbeiten mußte) und baten ihn um die uns treffenden Lebensmittel; er beruhigt uns, indem er erklärte, in zwei Wochen würden 2000 Pud (1 Pud = 16 kg) Mehl für uns eintreffen. Es war jedoch Bluff! Ich bekam nur 4 kg, die andern Mitarbeiter etwas mehr. Wir fuhren am 2. November wieder hin und nun sagte er, daß wir überhaupt keine Lebensmittel mehr zu erwarten haben. Also haben wir uns den ganzen Sommer umsonst gequält. Wenn wir die uns treffenden Lebensmittel zu den gegenwärtigen Marktpreisen berechnen, so hat manch einer von uns einen Wert von 1500 bis 2000 Rubel eingebüßt. Wir werden nichts mehr davon erhalten und haben uns auch bei niemanden zu beklagen oder unser Recht zu suchen! Bleiben können wir hier nicht mehr, sondern müssen weiter, aber ein bestimmtes Ziel hat wohl niemand. Alle suchen jetzt Arbeit, doch ohne Erfolg, d. h. Arbeit ist genug, aber es gibt zu wenig Brot um zu leben.

Heute sind es 5 Monate, daß wir in diesem Russendorfe leben. Beim Eintreten ins Wohnzimmer muß man die Füße recht hoch heben, um nicht über ein großes Zuchtschwein, das hier mit 12 Ferkeln liegt, zu stolpern. Der Geruch in solchem Zimmer ist gratis, wenn auch alles andere teuer bezahlt werden muß. — Nachts kann ich nicht schlafen. Es wimmelt voll Wanzen. Wenn ich das Bett wenigstens von der Wand abrücken könnte, aber wegen Mangel an Raum — unmöglich. Das Bett ist so krumm, daß ich die Form eines Igels einnehmen muß. Das Dach löchrig wie ein Sieb, es regnet drinnen nicht weniger als draußen. Wenn der Regen uns nachts überrascht, und das Wasser am

Fußende so runterläuft, dann hole ich meine Siebensachen schneidig nach dem Kopfende zusammen und versuche, in der Ecke sitzend, die Nacht zu verbringen. Man steht dann noch müder auf, als man sich hinlegte. — Gestern erhielt ich als Arbeitsentschädigung eine alte abgetragene Leinwandhose; schwarz und dreckig von Fett und Ruß, die wahrscheinlich ein Kohlenfahrer weggeworfen hatte. Ein Bettler würde sie nicht aufgehoben haben. Anziehen werde ich sie nicht, — vorsichtshalber, aber absagen konnte und durfte ich dieselbe auch nicht. — Hier kann ich höchstens noch eine Woche bleiben. Es ist schwer heimatlos zu sein. Niemand wartet auf uns, alle haben mit sich zu tun. Heimatlos, obdach- und brotlos sind Hunderttausende bei uns.

Diesen Brief hat ein ehemaliger reicher Bauer geschrieben, der sich große Verdienste um das Deutschtum erworben hat. Er hat während des Weltkrieges zahlreiche deutsche Kriegsgefangene in Sibirien unterstützt; im Jahre 1918 fanden auf seinem Hofe viele Offiziere und Mannschaften vom 182. I.-R. (Sachsen) und Bayrische Schw. Reiter freundliche Unterkunft. Er zeichnete damals für 30000 Goldmark Deutsche Kriegsanleihen. Jetzt muß dieser Mann einfach verhungern!

Mein Freund K. schreibt mir u. a.: „Viele von unseren Verwandten werden wir nicht mehr wiedersehen. Emilie Letgemann, Hans Löpp, D. H. Willms und noch viele andere Halbstädter sind dort im Norden bereits umgekommen. Lieber H., Euch haben wir es durch Eure Paketsendungen zu verdanken, daß Anna und Katharina noch leben.“ —

Der Bruder meines Vaters, Nikolaj Schröder, verhungerte bereits im Winter 1932, der Schwager Peter Enns, meine Nachbaren, Gebrüder Heinrich und Jasch Lettgemann im Winter 1933. Ich habe persönlich seit dem Jahre 1917 mehr als 30 Verwandte und Dutzende von Schulkameraden und Freunden durch Mord und Hungertod in der Sowjet-Hölle verloren!

Angesichts solcher furchtbaren, nackten Tatsachen berührt es uns besonders befremdend, wenn Herr Herriot nach seiner Rückkehr aus Sowjetrußland im Jahre 1933, auf einem Festessen in Vichy vor den Radikalsozialisten erklärt:

„Das Gerede von der russischen Hungersnot, das man als Schreckschuß benützt, ist weiter nichts als das verdächtige Produkt der Hitlerschen Propaganda!“

So sehen wir den ehemaligen französischen Ministerpräsidenten als Schrittmacher des Kommunismus. Seine Handlung wird allerdings verständlicher, wenn man bedenkt, daß er Vorsitzender der Loge zum Großen Orient ist, und daß er wohl auch rassisch den heutigen Machthabern des Kremels nicht all zu fremd gegenüber steht.

Sogar der französischen nationalen Zeitung „Figaro“, die alles andere als Hitlerfreundlich zu bewerten ist, schreibt zu der Äußerung Herriots: „Unter der Regierung der Sowjets sind bereits Millionen Russen am Hunger gestorben, und weitere Millionen sind augenblicklich im Begriff, ebenfalls den Hungertod zu erleiden. Die rote Armee erschießt die Bauern, die eine Handvoll Getreide zurückbehalten, weil in erster Linie die Parteimitglieder, die Volkskommissare, Funktionäre, Spitzel und Henker ernährt werden müssen. Kinder werden zu Hunderttausenden als Spione abgerichtet, damit sie auf dem Lande ihre Eltern und Nachbarn denunzieren, die sich satt essen wollten.

Aber Genosse Herriot, satt vom Kaviar und Champagner, mit dem ihm seine Moskowitischen Gastgeber traktiert haben, trägt bei den



Rußlanddeutsches Familienfest in der Vorkriegszeit.

demagogischen Liebesmahlen seinen Spitzbauch zur Schau und fragt: „Schaut her: sehe ich etwa aus wie einer, der aus dem Lande des Hungers kommt?“

All diese Herriots Westeuropas sind im großen Maße mitverantwortlich an dem Untergange des russischen Volkes, an dem Untergange des Deutschtums in Rußland!

Wir können mit ruhigem Gewissen die These aufstellen: **Das russische Volk und das Deutschtum in Rußland werden systematisch vernichtet mit Hilfe der westlichen Demokratie!**

Heinrich von Treitschke sagt in einer Rede, das Leid des fernsten deutschen Volksstammes müsse man empfinden wie eigenes Leid. Vielleicht darf man dieses Wort weiter dahingehend ausführen, daß ein Volk, das nicht am Geschicke seines Blutes in der Welt Anteil nimmt

× Peter Enns, Halbstadt, 1933 im Russendorfe Tokmak verhungert.



Rußlanddeutsche Flüchtlinge im Notlager zu Kiel, 1929. Phot. Scherl.



Phot. Scherl.
Rußlanddeutsche Flüchtlinge nach ihrer Ankunft in Deutschland, im Jahre 1929.

und sich, wie die Novembermachthaber von Deutschland, sein Recht zur Existenz verliert.

Rathenau und Hilferding haben sich um ihre Blutsgenossen wohl bekümmert, denn es sind unter ihrer Herrschaft Tausende von Ostjuden nach Deutschland zugewandert. — Wirth und Curtius aber blieb dieser Ruhm — in bezug auf ihre Volksgenossen — versagt, — denn die Wolgadeutschen wurden unter der Regierung Wirth zu Tausenden von der Botschaft in Moskau abgewiesen und mußten im Elend untergehen, und Herrn Curtius fehlte es 1929 an der nötigen Entschlußkraft 17 000 bei Moskau lagernde deutsche Bauern zu retten.

Für uns Nationalsozialisten gehört es zur selbstverständlichen Pflichterfüllung, daß wir uns für die Rußlanddeutschen einsetzen und alles tun, ihr furchtbares Schicksal zu wenden und zu erleichtern.

Um ihnen ihr nacktes Leben zu erhalten, senden wir unsere Geldopfer auf das Postscheckkonto „Brüder in Not" 85 000 Berlin, oder Postscheckkonto „Hilfsvereinigung für das notleidende Deutschtum in Rußland" 69 200 Hamburg.

Darüber hinaus erheben wir jedoch unsere Stimme vor der ganzen gesitteten Welt, die noch nicht auf die Lügen von Herriot und Genossen reingefallen ist, und verlangen für die Rußlanddeutschen endlich die Gewährung des elementarsten Völkerrechtes — das Recht auf Auswanderung!

Als Jugendführer richte ich mich besonders an meine jungen Kameraden:

Liebe Jungen und Mädel! Über ein Jahrzehnt hat man Euch in Deutschland die Wahrheit von dem furchtbaren Schicksal unserer Volksgenossen in der Sowjethölle bewußt vorenthalten. Man wollte nicht, daß Ihr davon erfahren solltet. Die Zeit, — in der das Geld, das Geschäft und nicht die Menschen, nicht die deutschen Menschen, das kostbarere Gut waren, ist Gottlob vorbei und wird auf Deutschlands Boden nie mehr zurückkehren, solange es eine nationalsozialistische Jugend gibt! Wir können besonders als deutsche Jugend niemals die verhungernden Rußlanddeutschen vergessen, und darum soll unser Bekenntnis lauten: Wir wollen ihnen helfen!

Wir werden ihnen helfen! Heil unserem Führer!

Deutscher, sei stolz auf die Leistungen deiner Volksgenossen im Ausland!

Die großen Aufgaben und Schwierigkeiten, die dem Deutschen im Auslande gestellt sind, zu kennen, ist für die Arbeit der Schulgruppen des VDA von höchstem Wert.

Im Geschichtsunterricht ist das Auslandsdeutschtum zur Stärkung des Gefühls der Artverbundenheit bevorzugt zu behandeln.

„Der Deutsche im Ausland"

Von der Auslandsabteilung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht herausgegebene Reihe

Heft 13:	**Kärnten.** Für Jugend und Volk zusammengestellt von **Else Frobenius.**	68 Pfg.
Heft 22:	**Der Deutsche im Gottscheerland** von **Dr. Hugo Grothe,** Leiter des Instituts für Auslandskunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum in Leipzig	86 Pfg.
Heft 23:	**Der Deutsche im Banat** von **Prof. Josef Nischbach,** Direktor der kath. deutschen Lehrerbildungsanstalt in Temesvar.	68 Pfg.
Heft 24:	**Der Deutsche in Siebenbürgen** von Schulrat **Friedrich Müller-Langenthal** in Hermannstadt.	54 Pfg.
Heft 30:	**Der Deutsche im Wolgaland** von **Peter Sinner,** Dozent an der Deutschen Normalschule in Saratow a. d. Wolga.	1,35 RM.
Heft 31:	**Der Deutsche in Transkaukasien** von Oberlehrer **Jakob Hummel** in Helenendorf (Aserbeidschan).	68 Pfg.
Heft 53:	**Der Deutsche in Mexiko** von **Traugott Böhme.**	1,35 RM.
Heft 56:	**Der Deutsche in Palästina** von **Karl Götz,** Bethlehem bei Haifa.	1,60 RM.
Heft 57:	**Der Deutsche in Argentinien** von **Prof. Dr. Wilhelm Keiper,** Direktor der Belgrano- und Germania-Schule in Buenos-Aires.	1,— RM.
Heft 58:	**Der Deutsche in Chile** von **Robert Krautmacher,** Direktor der deutschen Realschule in Concepcion.	54 Pfg.
Heft 62:	**Der Deutsche in Brasilien** von **Paul Fräger,** Direktor des deutschen Evangel. Lehrerseminars in Sao Leopoldo.	1,70 RM.
Heft 64:	**Der Deutsche in Peru** von **Dr. Kurt Scholich.**	72 Pfg.

Bei der Lektüre dieser Hefte dürfte dem jungen deutschen Leser ganz von selbst das warme Gefühl wach werden, daß die Versenkung in das Auslandsdeutschtum eine eigentümliche Kraft in sich trägt, das Bewußtsein vom deutschen Wesen rein an sich zu stärken. Dieser unaufdringliche staatsbürgerliche Wert der Hefte macht sie über die Bedeutung hinaus, den sie als anziehend-bunter Lesestoff an sich und als Förderer des Gedankens der Zusammengehörigkeit unseres Volkes mit den Brüdern und Schwestern in der Ferne besitzen, zu einem empfehlenswerten Bestandteil der Schülerbüchereien.

Die Reihe wird weiter ausgebaut!

Als nächstes Heft erscheint:

Der Deutsche im Baltikum von **Matthies Ziegler,** Riga

In Vorbereitung:

Der Deutsche in Ungarn, Rumänien, Bukowina, Tatra-Gebiet, Polen, Posen, Luxemburg, Eupen-Malmedy, Litauen, Lettland, Sudetengebiet u. a. m.

Verlag von Julius Beltz in Langensalza — Berlin — Leipzig